

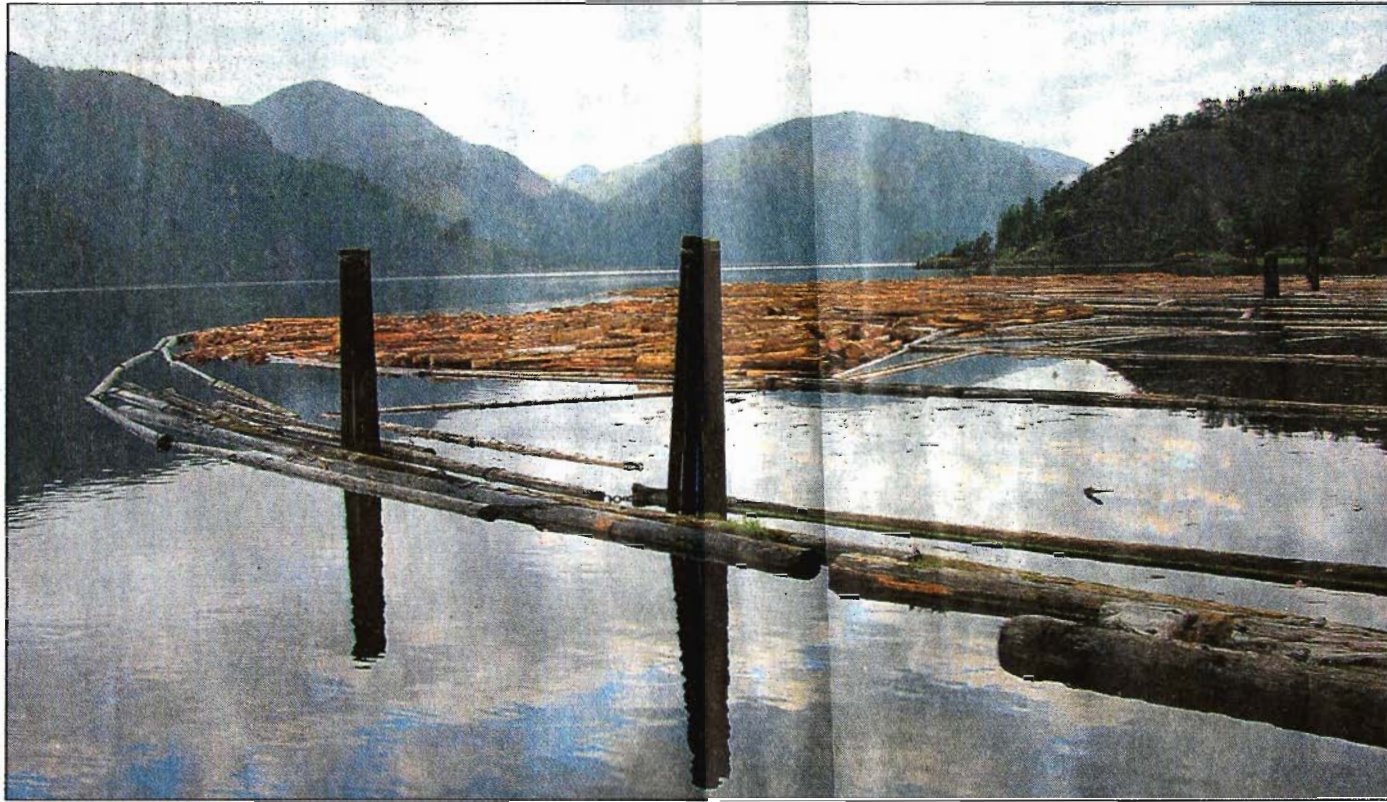
Auf dem Frachtschiff „Uchuck III“ wird das tägliche Leben an Kanadas Westküste zum authentischen Erlebnis

NADINE KRAFT

Donnerstag, 6.45 Uhr: Geschäftiges Treiben im Hafen von Gold River, Vancouver Island, Kanada. Die letzten Frachtstücke werden auf der „Uchuck III“ verstaut, die Passagiere gehen an Bord. Pünktlich um 7 Uhr läuft das kleine Frachtschiff aus. Eine zweitägige Reise stehen ihm, der vierköpfigen Besatzung und den zwölf Passagieren bevor.

Einmal pro Woche fährt das als Minensuch-Boot während des Zweiten Weltkrieges gebaute Schiff die nordwestlichen Fjorde, die so genannten Inlets, von Vancouver Island hinauf bis nach Kyuquot, einer kleinen Siedlung am Ausgang der Fjorde in den Pazifik. Auf ihrem zehnstündigen Weg hält die „Uchuck III“, die seit 1955 ihren Dienst als Frachtschiff verrichtet, an Holzfäller- und Fischer camps. Ihre Fracht: Bauholz, riesige Drahtseil-Trommeln, Maschinen, auch Bier, Zigaretten, Lebensmittel, Toilettenpapier, Zeitungen. Die „Uchuck“ ist das Herz der North-Central-Region, die ineinander übergehenden Fjorde sind ihre Schlagader. Ohne das Schiff hätten die Holzfällercamps, hätte das Dorf Kyuquot ein Versorgungsproblem.

Auch dem Heimathafen Gold River ist kaum mehr geblieben als die „Uchuck“. Gerade mal 40 Jahre dümpelt der Flecken, der sich selbst für eine Stadt hält, am Ende des Muchalat-Inlets vor sich hin.



Das Holz, das geschlagen wird, wird im Wasser gelagert. Ein allgegenwärtiger Anblick auf Vancouver Island.

FOTOS: AUTORIN

8 Uhr: Die „Uchuck“ macht an einem wackligen Steg fest. Kaum fünf Minuten dauert es, bis die Mannschaft mit dem schiffseigenen Ladekran die Drahtseil-Trommeln an Land gehievt hat und die erste von zahlreichen Holzfäller-Siedlungen wieder im morgendlichen Dunst verschwindet. Beinahe unwirklich zieht das atemberaubende Panorama der kanadischen Fjorde, der Inseln, der abgeholzten und aufgeförmtesten Berghänge an Passagieren und Schiff vorbei.

sagieren wächst die Spannung. Auf Abenteuer waren sie aus, auf das authentische Erlebnis. Nun ist es da, in Form zweier einfach ausgestatteter Massenunterkünfte über dem Supermarkt und über der Gaststätte des Dorfes. Und plötzlich weicht die reservierte Distanz unter den Passagieren einer merkwürdigen Vertrautheit. Als bilde man eine Schicksalsgemeinschaft, die sich gegen die Widrigkeiten des Seins behaupten muss. Dabei gibt es außer einer nicht vorhandenen Dusche und dünnen Wänden kaum etwas zu beklagen. Die Herzlichkeit der Gastgeber nimmt die kleine Reisegruppe sofort für das karge Leben ein. Das Essen ist

nicht mehr bieten zu können.

8.30 Uhr: Gleich nach der Abfahrt werden die Reisenden eines Besseres belehrt. Aufgeregt hallen Rufe über das Schiff: „Seatotter“. Endlich hat das ungeduldige Warten ein Ende, zeigt sich Kanadas einzigartige Tierwelt. Eine ganze Kolonie der possierlichen Seetotter aalt sich im kalten Pazifik-Wasser. Die geteilte Schwanzflosse gen Himmel gereckt, sehen sie aus, als würden sie auf dem Wasser liegen. Von ihren Zuschauern gänzlich unbeeindruckt, ergen sie sich in ihren Spielereien. Kaum zehn Minuten

später ist das Schauspiel vorbei und die Passagiere widmen sich wieder ganz ihrem eigenen Befinden. Der Pazifik ist rau an diesem Morgen. Erst als die „Uchuck“ die ruhigeren Gewässer des Fjordes erreicht, löst sich die Stimmung.

13.00 Uhr: Plötzlich wird die sonst so ruhige Besatzung hektisch. Ein Motorboot in Sichtweite krängt bedrohlich. Der Grund: „Luna“. Schon in Gold River hatten große Schilder auf den fünfjährigen Killerwal hingewiesen. Er habe seinen Pott (Familie) verloren, man solle ihn möglichst nicht beachten, um seine Menschen-

fixierung nicht zu stärken, hieß es. „Luna“ interessiert das nicht. Er amüsiert sich mit den Booten im Esperanza-Inlet und wenn die „Uchuck“ nicht seine Aufmerksamkeit vom Motorboot ablenkt, wird es kentern. Die Passagiere stecken in der moralischen Klemme. Was tun, wenn sich dieses Riesenbaby direkt neben dem Schiff auf den Rücken dreht, unter es hindurch taucht, eine Fontäne nach der nächsten bläst, auf der Schwanzflosse tanzt? Wenn sich „Luna“ also aufführt wie ein Zirkuspferd und offensichtlich Spaß daran hat, obwohl ihn kein Trainer dazu mit Fischfutter verleitet? Die Fotoapparate zücken und versuchen, ein Bild von diesem wunderschönen, schwarz-weißen Tier zu machen, versuchen, ihm ganz nahe zu sein und das Schauspiel zu genießen, so lange es währt.

13.45 Uhr: Es dauert knapp eine halbe Stunde, Festmachen an einem Fischcamp inklusive. Dann verschwindet „Luna“ so plötzlich wie er aufgetaucht ist und die Fahrt geht so unaufgeregt zu Ende wie sie begonnen hatte.

16 Uhr: Eine Stunde früher als angekündigt landen wir in Gold River. Den Kopf voller Bilder, den Geruch des Meeres in der Nase verabschieden wir uns herzlich und doch hastig. Kaum eine halbe Stunde später ist aus der kleinen Gemeinschaft wieder das geworden, was sie anfangs war: Eine Gruppe Fremder, die eine sehr stille und doch sehr aufregende Reise miteinander gemacht haben.





Die „MV Uchuck III“ im „Hafen“ von Kyuquot (o.) am Ausgang der Fjorde in den Pazifik. Riesige Drahtseil-Trommeln (u.) bilden einen Großteil der Fracht. Die Drahtseile benötigen die Holzfäller, um die Stämme von den Hängen zu ziehen.



1965 hofften die Gründer auf eine Art Goldrausch, ausgelöst durch das Sägewerk. Vor neun Jahren schloss die Mühle. Jetzt hofft Gold River auf einen anderen Geldsegen: Neuerdings kommen Kajak und Angler in die Stadt, angezogen vom fischreichen Fluss. Und die Ausflügler, die mit der „Uchuck“ auf Abenteuerreise gehen. Blieben sie aus, würde das Herz aufhören zu schlagen. Die Touristen erhalten mit den Kosten für die Passage die kleine Schiffslinie.

Das eigentliche Schauspiel jedoch ist die „Uchuck“ selbst. Das mit altem Holz und blinkendem Messing ausgestattete Schiff folgt keinem Zeitplan, eher einem Bedarfsplan. Gehalten wird, wo Fracht zu entladen und mitzunehmen ist. Gelassen verrichtet die kleine Mannschaft ihre Arbeit – und hat dabei viel Zeit für einen Plausch mit den Passagieren.

17.45 Uhr: Die „Uchuck“ macht später als gedacht an ihrem Zielort fest. Unter den Pas-

simach, es wird immer erschwerter Bedingungen, dafür umso mehr Liebe, zubereitet. Jede einzelne Erbse, jeder Liter Milch muss nach Kyuquot transportiert werden. Gekocht wird mit Gas. Nur für ein paar Lampen und die riesigen Gefriertruhen gibt es Strom. Er wird über Generatoren erzeugt, die genau zehn Stunden am Tag surren – genau so lange, bis die Akkus der Gefriertruhen wieder aufgeladen sind. Schalten sich die Generatoren ab, kehrt Stille ein. Nicht nur, weil sie laut sind, sondern auch, weil das Dorf in Dunkelheit versinkt.

Kyuquot ist der traditionelle Überwinterungsort der Mutchat- und Mowachat-Indianer. Anfang des 20. Jahrhunderts gründeten europäische Siedler eine Walfangstation. Als diese 1925 geschlossen wurde, blieben die vorrangig norwegischstämmigen Walfänger an der Walter's Cove genannten Stelle zurück und versuchten, vom Fischfang zu leben. Ihre wenigen Nachfahren besiedeln heute zusammen mit den Indianern, die in Kanada First Nations genannt werden, das Dorf Kyuquot.

Für den kurzen Spaziergang 300 Meter links den Strand hinunter, 200 Meter rechts durch die Siedlung, scheinen die Reisenden ihre letzten Kräfte mobilisieren zu müssen. Mit Einbruch der Dunkelheit verschwinden alle in ihre Betten.

Freitag, 8 Uhr: Nach einer ruhigen Nacht und einem kräftigen Frühstück geht es zurück an Bord. Die Zahl der Passagiere hat sich reduziert. Vier von ihnen sind mit ihren Kanus in Kyuquouts einzigem Ferienhaus geblieben, einer Hütte mit einfachster Ausstattung. Ein leiser Abschiedsschmerz schleicht sich ein. Nicht, dass es irgendetwas im Dorf zu sehen gegeben hätte, dass nicht gesehen wurde. Und das zu erwartende Landschaftsbild wird wieder großartig sein. Doch Überraschungen, die scheint die Rückfahrt

